

# Feuilleton

Redakteur: Dr. Gustav Morgenthau

Dienstag, den 10. März 1914.

## Fröhliche Kampfmittel.

Ich bin noch lange kein Parteiveteran. Aber immerhin schon, um bei einem Kriegervereinswort zu bleiben, ein „alter Diener“ der in den wenigen Jahrzehnten seines Lebens manches gesehen und gehörte hat, das erinnerungswert ist.

Ich war ein achtjähriger Junge, als mein Vater (er tat nur ungenügt) als Gemeindebevollmächtigter bei einer Haussuchung in einem Arbeitshäuschen mitwirken musste. Ich weiß noch, wie meine Mutter nach ihm schrie, als ihrs zu lange dauerte, denn sie hatte Angst, es könne ihn bei jenem bekannten Namen etwas zustoßen. Zehn Jahre später (man hatte mich gerade wegen meines beginnenden Sozialismus höflich gebeten, aus einigen nationalen Vereinen auszutreten, deren Mitglied ich meinem Vater zuliebe war), erzählte mir jener Genosse, wie verdrossen damals mein Vater es ihm aufgehaltene Pflicht durchgeführt habe; hinter ihm ebenso verdrücklich der Gendarm mit aufgespanntem Batonnet und der Ortspolizist mit einer Kanone Wasser. Das Wasser war dazu bestimmt, den zu entdeckenden Sprengstoffen die heilige Taufe zu spenden. Das geschah in jenen Tagen, in denen die Glasarbeiter des Berges in die Waldwildnis gingen, um dort zu beraten, in jenen Tagen, als die besten und feurigsten Agitatoren mit Harmonika und Zither in die Bergdörfer zogen, um mit „Kastnoma“ das Leben zu fristen und zwischen revolutionären, streng verbotenen Gesang, Saitenpiel und einer Räucherwurst in Essig und Öl die neue Lehre zu verkünden, so heilig und leidenschaftlich, wie es eben nur Erstverkäufer können. In jener Zeit wurde das erste Glasarbeiterblatt Österreichs gegründet und das unglaublich ruppig geschriften Blättchen konnte nur dann gedruckt und verkauft werden, wenn die jeweiligen unter den Glasschleifern des Berges veranstalteten Aktionen erfolgreich gewesen waren. Von Schleifmühle bis Schleifmühle, von einer Glashütte zur anderen gingen sie, jene ersten Helden des Klassenkampfs und holten sich die Schiefer und Zweieckhölzer zusammen; manchmal gabs auch bloß „Brummer“ (später Vierkreuzstücke) oder gar nur Kreuzer ...

Als ich in die Partei kam, waren jene romantischen Zeiten schon vorüber; unser Blatt war ein reputierliches, regelmäßig erscheinendes Wochenblatt geworden, mit einem witzlichen Redakteur, einem immerhin doch bezahlten Geschäftsführer und einem wohlgeordneten Schuldenlast. Dann kam jene wunderbare Periode der leidenschaftlichen Massenversammlungen, in denen manchmal viele hunderte Erbitterte, Leib an Leib, einander gegenüberstanden. Hei, was wurde damals zusammen geprägt! Zu jener Zeit ließen wir uns zu keiner Diskussion über die Sprachenfrage herbei. Das wäre uns als unwürdige Konzeßion an den nationalistischen Feinden erschienen. Sie genommen die an Boden. Andere Seiten fanden, andre Kampfmittel. Wir befahlen das allgemeine Wahlrecht und ein Vereinsgesetz. Politische Vereine entstanden an Stelle der losen Organisationen, die Frauen- und die Jugendbewegung und das Bildungswesen blühte mächtig empor. Neue Kampfmittel wurden notwendig.

Aber da politisierte ich und wollte doch bloß einige kleine Geschichten erzählen von sonderbaren Kampfmitteln. Eines hat mir einmal fröhlichen Beifall eingebracht. Ich war damals in der Redaktion eines nordböhmischen Parteiblatts; wir, der „Erste“ und ich, standen in erbittertem Krieg gegen das nationale Spitzenamt, und wo wir eine Nöte ersahen, dort hauen wir hin, aber kräftig. Bevorher pelzig war den Herrschäften unserer Kampf gegen die Stadtvertretung und die „Schuhvereine“. Eines Tages nun hatten wir die Stadtväter besonders hart hergenommen; um welche der vielen Korruptionsgeschäfte ich sich handelte, weiß ich heute nicht mehr. Als mein Kollege bei der nächsten Stadtverordnetenversammlung seinen Platz am Presstisch einzunehmen wollte, schrie sein Stuhl. Auf seine energischen Vorhaltungen halte der — liberale — Bürgermeister nur ein paar Verlegenheitsphrasen, aus denen zu entnehmen war, daß die Entfernung des vierten Stuhls (die Schriftsteller der drei bürgerlichen Blätter sahen schon lange hohngrinsend auf ihren Plätzen) auf Wunsch einiger radikalnationaler Stadtverordneten geschahen sei. Der Protest meines Freunden hatte bloß den einen Erfolg, daß die drei bürgerlichen Musterknaben sich auf ihren Stühlen um so breiter machten und daß ein radikaler Stadtvater befürchtete, das wäre die Strafe für die freche und lächerliche Berichterstattung des „roten Schmierwishes“. (Vor Gericht leugnete der Kerl dann später seine Aufruhr ab.) Ein liberaler Stadtrat mahnte der widerlichen Szene ein Ende, indem er dem Kollegen einen Stuhl in der leichten Söhre anbot. Zuhörerseite hatte der Beratungssaal keine, weil man ja keine Zuhörer wollte. Der Vorfall erzeugte heftige Entrüstung unter den Genossen, und bei der nächsten Gelegensheit fanden sich eine Anzahl roter Zuhörer ein; ich schrie natürlich nicht. Der vierte Stuhl stand schon wieder an seinem Ort, vielleicht hatte der Bürgermeister einen Wink vom Bezirkshauptmann bekommen. Aber mein Kollege setzte sich nun nicht mehr mit den Schriftstellern an einem Tisch und nahm wieder im Hintergrund Platz. Wie andern standen auch dort, sehr scheinbarlich, trocken sie doch behäbig auf ihren Stühlen fassen. Sie hatten nämlich wieder einmal den Punkt „Subventionen“ auf der Tagesordnung stehen, und da war ihnen unsre Anwesenheit besonders unangenehm. Was brauchten auch die Sozi dabei zu sein, wenn aus dem Steuerländer dem „deutschen Bund“, dem Jungmannschaft Teutonia II, dem Jungfrauenbunde Rosenblume und dem deutschvölkischen Arbeiterverein je zweihundert Kronen bewilligt wurden! Aber wir standen halt schon einmal da. Ich muß indeed gestehen, daß ich nicht zwei Freunde daran hatte. Am Tischstein nämlich. Meine Freunde wünschten mir nach kaum einer Stunde mindestens schon einen Roll in den Leib hinein, was nicht angenehm und zuträglich war. Dem Leibe nicht, den Beinen auch nicht, und mir selbst erst recht nicht. Unzählige telegraphierten die betroffenen Herrenblindlein verzerrtes Gehirn an, es möge diesem Stande der Dinge ein Ende machen. Und mein Denkzentrum wurde allgemein nur von dem einen Gedanken beherrscht: Niederschlag!

Aber wohin? Stuhl war leider da, und auf das Parkett — nein! Ich war wild und die rote Revolution brannte so lebhaft aus meinen Augen, daß ein ehemaliger deutschnationaler Bürgermeister, der sich ausfällig umgedreht hatte, dann eine ganze Reihe Lehrinschriften auf seinem Raßbiss herumrutschte. Und dann hieß ich es nicht mehr länger aus und verschwand raschzähnend. Als ich auf die Redaktion kam, wartete dort ein alter Genosse aus dem Gebirge, gemüthlich auf unsrer neuen Bank sitzend. Da, die Bank. Jetzt hatte ich das Nachinstrument.

„Steh auf, Toni!“ sagte ich zu dem alten Kämpfen, ich gehn mir mit der Bank uss' Rathaus!“

— „???"

Und wir gingen. Die biederer Bürger machten große Augen, als sie uns mit der ziemlich großen Bank durch die belebten Gassen stiefeln sahen. Und da waren wir schon. Ich nahm die Bank auf den Rücken, stieg die Treppe empor, betrat den Sitzungssaal und setzte die Bank im Hintergrunde nieder, die Genossen freundlich zum Niederschlag einladend. Der Erfolg war erstaunlich. Der Herr Bürgermeister, ein äußerst mildeboller Mann mit langem liberalen Vollbart (er war auch Landtagsabgeordneter, Oberlandmarschallstellvertreter usw.) unterdrückte seine Nöte und startete mich ganz entgeistert an. In den Bänken der Frischritter erhob sich ein dumpfes Gemurmel, die Deutschnationalen stiegen aufgeregte, abgerissene

Schimpfworte aus. Und nun hatte sich auch der Bürgermeister wieder gefaßt:

„Wie dürfen Sie sich unterstellen, in den Saal der Stadtvertretung eigenmächtig Möbel zu bringen? Entfernen Sie die Bank sofort!“

Dazu hatte ich sie aber nicht heraufgeschleppt. Ich erzielte mir also das Wort und antwortete ihm, daß ich das nach der Sitzung tun wolle. Bis dahin aber wollte ich die Bank als Gelegenheit verwenden, daß der sonst sehr schöne Saal keine Stühle für die Zuhörer habe. Nun erhob sich der Bürgermeister aus dem Sessel. Aufsgergt rannte sein Bart auf und nieder, und seine wohlgepflegte Parlamentarierhand deutete drohend einmal auf mich und dann auf die Sessel:

„Wollen Sie sofort den Saal verlassen!“

Ich blies lächeln. Die Liberalen murkten, die Deutschnationalen tödten. Mitten in dem Trubel flüsterte der Bürgermeister dem Diener etwas zu, worauf dieser eifrig den Saal verließ. Nun war's Zeit. Ich stand auf, nahm meine Bank, sagte freundlich adieu und ging; kan auch unangefochten zum Tore hinaus.

Die Genossen erzählten mir dann, kaum zwei Minuten später seien Polizisten gekommen, um mich und die Bank zu verhaften. Leider waren wir eben fortgegangen. Man unternahm keine weiteren Schritte gegen mich. Denn dann wäre es ja doch nur zur Sprache gekommen, durch welche Mittel das Ratsschultheiß einer ziemlich großen Industriestadt die Kontrolle fernhalten wollte. Die Sache machte ein ebenso großes wie heiteres Aufsehen. Aber das Beste kam noch. Als wir vierzehn Tage später den Sitzungssaal betraten, standen an der Hintertwand der Sessel eine statliche Reihe funkelndne Stühle; die Bank hatte sich als gutes Kampfmittel erwiesen.

Ein andres nicht gewöhnliches Kampfmittel waren die Sonnagsprozessionen, die wir eine Zeitlang übten. Damals hatten die Bürgerlichen der Bezirkshauptmannschaft den Befehl erteilt und den Marktplatz zu verbieten. Tatsächlich wurden uns in jener Zeit unmöglich nur mit der Beschränkung erlaubt, daß wir den Marktplatz zu melden hätten. Dort postierten sich dann triumphierend die Stadtverordneten, die Jungmannen, die nationalen Turner, die Polizei und die Gendarmerie, kurzum sämtliche nationalen Organisationen. Mehrmals sah es blutige Gefechte. Da veranstalteten wir dann jene Sonntagspaziergänge. Die Genossen kamen zu hunderten und promenierten auf dem Marktplatz auf und ab, wischen den randalierten Jungmannen und den auf Opfer lauernden Gendarmen hindurch. Damals hielten wir auch Versammlungen ab gegen den Kampfmittelwucher. Nach einer solchen Kundgebung, es war auch an einem Sonntag, erwarteten uns vor dem Lokal hunderte von Jungmannen und deutschvölkischen Arbeitern, um und zu verhören. Schön hätten wir's gar nicht treffen können. Ihr Ausbau ist gleichfalls denkbar einsach. Die Spindel wird zum Träger zahlreicher fruchtbarer, blühender Fruchtknoten, die auf ganz kurzen Staubwegen zwei gelbliche Narbenlappen entfalten. Ließ am Grunde der Spindel entdeckt das Auge gleichfalls ein Refektorium, also eine Honigquelle, und auf einem Spaziergang wird uns nicht entgehen, daß auch die weiblichen Räume von Insekten eifrig besucht werden; obgleich sie durchaus nicht so in die Augen fallen wie die männlichen. Es ist ja überhaupt eine große Frage, ob der Farbenring allein wirklich das Insektenauge so anlockt wie wir es nun gerade denken. Sicher ist er wirklich, wirkamer jedoch höchst wahrscheinlich, daß den Blüten entzündende Duft; denn der Geruchsum der Insekten übertrifft den unser besten Nasentiere, z. B. der Hund, offenbar noch unendlich. Für unsre Betrachtung aber spricht zweierlei als wichtig heraus: erstens, daß die Weiden zweihäufige Bäume sind, d. h., daß die Weizenzunge der Fortpflanzung, Staubgefäß und Stempel, auf zwei ganz verschiedenen Bäumen ausbilden, und zweitens, die daraus unbedingt folgende Bestäubung. Das ist mit größter Sicherheit dort erreicht wird, wo Weiden in nicht allzu großer Entfernung voneinander stehen, werden wir vielleicht im Mai erkennen. Der Vorgang selbst vollzieht sich in einfachster Weise: brummend und summend kleitern die Biene und Hummel auf den Staubbündeln der männlichen Räucherchen umher, mit dem Rüssel nach Honig suchend. Lieber und überbeladet sich dabei ihr Pelz mit Blütenstaub. Dieser ist aber gleichfalls Nahrung. Brobt für die Larven, die zu Hause in den Baben damit gefüllt werden. Sorgsam wird dieses „Blütenhaar“ nun zusammengekettet und gesammelt. Eine Biene ist, die dazu erforderlich ist, befindet sich an dem breiten Hergangsliebe der Hinterbeine. Die Rinnen und das des ödeselbst ist nämlich nicht mit gleichlangen, regelmäßig angeordneten Haaren besetzt, und man kann leicht beobachten, wie die Hummeln und Biene sich dieser Röhre bedienen. Der Staub wird nach dem hinteren Ende des Körpers zu gelehrt und in dem „Korbchen“ des gegenüberliegenden Blüten abgeschieden. Dieses Korbchen ist eine Vertiefung an der Außenseite der Hinterbeine, die mit langen, schwach einwärts gebogenen Haaren ausgestattet ist, das herausfallen des eingelammelten Pollens verhindert. Mit diesen Höchsen fliegt das schwereladene Insekt der Wohnung zu, um nach Abgabe seiner Last von neuem den Blütenbestäubung fortzuführen. Fliegt nun ein Insekt vom männlichen zum weiblichen Busch hinüber, so ist es unumgänglich, daß die mit Staub bepunktete Unterseite des Körpers die Narben, die die gleiche Stellung wie die Staubbündel einnehmen, berührt. Damit ist die gewünschte Bestäubung vollzogen; denn dank der Unebenheiten des Pollenoberflächen — im Gegenzug zu der glatten Beschaffenheit bei den Windblättern — und der großen und lebhaften Oberfläche der Narben bleibt mit größter Bestimmtheit wenigstens ein Pollenkorn auf seinem Bestäubungsstelle haften.

Je weiter männliche Räume oder Blüte einer bestimmten Art voneinander entfernt stehen, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit der Bestäubung, ja sie kann schließlich auf Null herabsteigen; dann blühen die Bäume freilich jedes Jahr vergleichbar. Trocken gibt die Weide ihr Geschlecht durchaus noch nicht verloren. Es lebt in diesen Bäumen eine wunderbare Fähigkeit, den manigfachsten Lebensbedingungen gerecht zu werden. Dazu gehört vor allen die Neigung, leicht eine Kreuzbestäubung einzugehen. Weiden stehen ja kaum jemals einzeln; sie bilden meist in der Nähe der Bäume oder feuchten Niederschlägen große Kolonien. Salweiden, Grau- und Schwarzwedeln, Schimmel- und Karbweiden stehen vielleicht in bunten Reihen dicht nebeneinander. Sie alle quittieren dankbar für den Empfang von Blütenstaub. Ob das sich auf einer weiblichen Solweide tam, den Narben ist gleich, und der Bestäubung kann im Innern des Fruchtknotens die Befruchtung folgen. Man bezeichnete man nun, daß in Deutschland allein gegen 20 Weidenarten weinisch sind, so läßt sich leicht ermessen, welche Möglichkeit zur Bastardierung dadurch gegeben ist, welche unendlichen Massen von Bastarden bereits entstanden sind und noch jederzeit entstehen können. Dass sie insgesamt für den Botaniker ein schwieriges Arbeitsgebiet bedeuten, bedarf sicher keines weiteren Beweises. Wie aber steigt sich erst die Schwierigkeit, wenn wir die ca. 200 Arten der ganzen Erde ins Auge föhlen. Es ist interessant, die Breite und Länge verschiedenster diese Räume auf dem Areal aufzufinden. Dienten wir uns, daß wir dort ein Weizenfeld anlegen, so würden wir zunächst einen breiten Streifen als Heimat feststellen können, der ringum die Erde um-

## Noch ein Kästchen.

Seit langerer Zeit schmückt ein Strauß Weidenkästchen unser Doppelsessel. Wir haben das Wasser fleißig erneuert und die Zweige öfter mit glatten Schnitt um etwa 1 Centimeter verkürzt. Das ist nötig, um dem Wasser den Aufstieg in den Geschäftsbündeln des Zweigs zu ermöglichen. Denn diese sind seit dem Abtrennen vom Strauß am unteren Ende mit Lust gefüllt, die dem Wasser den Zutritt nahezu verwehrt. Ein bloßes Entfernen des Wasser hat somit für eine Pflanze, ganz gleich, ob Holzgewächs oder Krant, nur geringen Wert.

Aux wenige Zweige sind in der Entwicklung zurückgeblieben. Sie zeigen uns noch die einzige große, braune „Knochenzunge“ (Knorpelzunge), die das kleine Kästchen Herbst und Winter hindurch wohl umhüllte. Hier und da guckt es oben lustig heraus, die einst schüchternen Hölle jetzt zur Seite schieben. Zahlreiche Schuppen auf dem Zweigkorb deuten das Schicksal der kleinen nach getaner Arbeit an. Von Tag zu Tag ist der Umfang unsrer Kästchen größer geworden. Wie breit und dochig sie auf einem kleinen Korbol, einer Verbreiterung des Zweigs, Platz genommen haben! In gedrungener Eisform führt sie seit und aufrecht da; sie hängen nicht wie die Staubblätter der Hasel und Eule und verdienen daher den Namen Kästchen aufs besta. Denn sie gleichen wirklich den kleinen, zusammengeklauten Musterknaben im grauen, weichen Pelz, ein Bild, das Kreidols, der liebenswürdige Pflanzenmaler, mit wenigen Strichen so wunderbar dargestellt hat.

Doch bald tritt ein Wechsel in der Erscheinung ein. Aus dem dichten, grauen Pelz arbeiten sich allmählich gelbe Punkte heraus. Das Kästchen wird, um in der Zoologie mit den Vergleichen zu bleiben, zum jungen Küken. Höher und höher streben die Punkte. Schon lassen sich Fäden erkennen, die die gelben Appellen vor sich her ziehen. Ach haben sie den Stand des Kästchens erreicht; jetzt ragen sie darüber hinaus. Und mit einemmal ist mir die ganze Erscheinung klar geworden: wie erblicken in den gelben Appellen Standbeine, in den Stielchen Staubfäden, und jetzt gleicht das ehemalige Kästchen — einem Vogel, das klingt zu prosaisch — einem Nadelkissen, das mit goldgelben Appennadeln aufs dichteste bestickt ist.

Unsre Kästchen blühen, ein stets gern gejagtes Bild, ein Zeugnis für die lebenspendende und lebensverwende Kraft der Frühlingsonne! Wie alt mag der Brauch schon sein, den Frühling in dieser Gestalt ins Zimmer zu tragen, um sein Werden täglich vor Augen zu haben? Wie sinnig ist der Brauch, mit Weidenkästchen die Dorfkirche am Palmsonntag zu schmücken, um ihnen zuhören, nüchternen Kindern wenigstens an diesem Tage etwas zu überwinden! So entstand der Name Palmkästchen und schließlich auch der Sprachwandel im Volksmund liebt die Abkürzung, das bloße Wort Palmen.